

Die Herrin von Dombrowa

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 30. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Man soll nie verzweifeln,“ bemerkte Léon auf Bertrand's Aeußerung, „es sind schon schwierigere Dinge vollbracht worden, als es die Auffindung eines Tauffcheines ist. Und darauf läuft ja das Ganze doch hinaus.“

„Wie merkwürdig klug Léon ist, ich bewundere ihn wahrhaftig,“ rief Baron Daubrac. „Wir wollen die Sache gründlich prüfen und ich denke, wir werden ihr auf den Grund kommen. Jetzt aber müßt ihr mir gestatten, mich zu entfernen. Ihr Beide könnt ja darüber noch weiter reden — ich möchte doch noch in Dombrowa nachsehen.“

„Frau v. Marbach hat ja erklärt daß sie heute einen Besuch mache und erst spät zurückkehre,“ bemerkte Léon.

„Das weiß ich; weshalb aber soll ich meiner Braut nicht einen Abendgruß widmen dürfen?“

„Sie wird Dich nicht empfangen.“

„So rufe ich ihn zum Fenster empor.“

„Das nenne ich einen getreuen Ritter,“ spottete Léon, nachdem Daubrac das Gemach verlassen hatte. „Uebrigens ist es mir angenehm, daß wir noch allein plaudern können. Ich wünsche Deine Ansicht in einer Sache zu hören, welche ein wenig auch unseren Freund zu betreffen scheint.“

„Sprich nur, ich höre,“ gab Bertrand zerstreut zur Antwort.

„Es ist eine ganz eigenthümliche Geschichte, Fräulein Natalie hat sie mir mitgeteilt, und ich muß gestehen, daß ich vollkommen begreife, daß diese Dame sich auf Dombrowa unheimlich fühlt.“

„Ei, was mag da Entsetzliches passiert sein, vielleicht gar eine gespenstische Erscheinung?“ scherzte Bertrand.

„Es ist in der That so etwas wie ein ‚Skelett im Hause‘, vorausgesetzt, daß Natalie richtig gehört hat. Vorerst will ich bemerken, daß seit einiger Zeit sich ein Mann auf Dombrowa aufhält, dessen Beziehungen zu der Herrin nicht ganz klar sind. Der geheimnißvolle Fremde scheint ein Verwandter der Frau v. Marbach zu sein, wenigstens behandelt sie ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit. Er hält sich sehr zurückgezogen, selbst die Schloßbewohner sehen ihn selten,

Fremden wird er nie vorgestellt. Ich bekam ihn nur einmal ganz flüchtig und aus der Ferne zu Gesicht und er erinnerte mich — an wen glaubst Du wohl? — an Deinen George. Natürlich kann davon keine Rede sein. Dieser Mann also hat das Glück, nach Belieben bei Frau v. Marbach aus und ein gehen zu dürfen.“

„Du hältst ihn also für einen begünstigten Nebenbuhler Daubrac's,“ fiel Bertrand ein.

„Nein! Das wäre ja nicht so schlimm; es handelt sich um Anderes. Vorgestern hatte Natalie nach dem Thee sich bereits verabschiedet und war auf ihr Zimmer gegangen, als ihr

gemache hörte sie nun im Salon sprechen, es waren die Stimmen Frau v. Marbach's und des Fremden; die leisen Schritte Nataliens hatten die Beiden offenbar nicht vernommen, sie hielten sich auch vor jeder Störung sicher, denn das Gespräch wurde ziemlich laut geführt. Eben, als Natalie die Hand nach der Portiäre ausstrecken wollte, vernahm sie, wie der Mann sagte: ‚Es wird doch nichts übrig bleiben, als daß ich ihn beseitige.‘ Diese Worte erfüllten meine Freundin mit Entsetzen, so daß sie kaum zu athmen wagte. ‚Nein,‘ hörte sie darauf die Schloßherrin antworten, ‚es ist genug an Einem; ich will nicht nochmals‘ — der Satz wurde

nicht vollendet. Nach einer Weile sagte der Mann: ‚Was willst Du also thun?‘ — ‚Nichts,‘ gab Frau v. Marbach zur Antwort. — ‚Das heißt aber Alles auf's Spiel setzen; weißt Du auch, was Du zu verlieren hast?‘ sprach Jener, und darauf kam die Antwort: ‚Ich weiß es, aber ich wollte gerne Alles verlieren, wenn ich Eines gewinnen könnte: ihn.‘ — ‚Was soll das bedeuten?‘ fragte der Mann. Mit seltsam veränderter Stimme, welche Natalie kaum wieder erkannte, erwiderte nun Frau v. Marbach: ‚Ich weiß es nicht, wie es gekommen ist, aber ich liebe ihn. Heute zittere ich bei dem Gedanken, daß erfüllt hätte werden können, was ich noch vor Kurzem so sehnlich gewünscht hatte, und ich preise den Gott, der ihn beschützte.‘ — Das ist Narrheit, begreife das, wer es kann, unterbrach sie rauh der Mann, die Schloßherrin aber fuhr fort: ‚Ich begreife es selbst nicht, und doch ist es so. Ich habe mich Tag und Nacht nur mit ihm beschäftigt, all' mein Sinnen und Trachten war auf ihn gerichtet: im Hass, im Wunsche, ihn zu verderben, und nun muß ich das Bild, das unaufhörlich mir vor der Seele stand, lieben. So ist's gekommen, ich kann es nicht ändern.‘ — Darauf der Andere: ‚Der Bursche ist allerdings nicht übel; aber ich hätte Dich für stärker gehalten, als andere Deines Geschlechtes. Es ist zum Tollwerden, ihn zu



Kaiser Joseph II. von Oesterreich. (S. 235)

einfiel, daß sie im Salon ein Buch vergessen habe, in welchem sie noch lesen wollte. Sie lehrte daher zurück, um es zu holen, und ging dabei durch ein Zimmer, von welchem der Salon nur durch eine Portiäre getrennt ist. Im Vor-

lieben! Zu lieben! Uebrigens, fuhr der Mann nach einer Weile fort, wäre dies auch ein Ausweg, um ihn unschädlich zu machen. Das letzte Mittel bleibt uns immer noch. — ‚Sprich mir davon nicht,‘ rief heftig Frau

v. Marbach. — Das war das Letzte, was Natalie hörte, die sich jetzt ebenso leise, als sie gekommen war, davon schlich. Das Gespräch hatte sie so erregt, daß sie die Nacht über keinen Schlaf fand, und gestern erzählte sie mir die Sache. — Was denkst Du darüber?"

Bertrand schüttelte den Kopf. „Das ist freilich räthselhaft, Daubrac kann doch wohl nicht gemeint sein, denn ich wüßte nicht, welche Ursache die Dame gehabt hätte, ihn zu hassen, oder zu verderben. Ueberdies hat sie ja, wie Daubrac sagt, seine Werbung angenommen, und es wäre daher nur natürlich, wenn sie ihn liebte.“

Léon nickte zustimmend, und Bertrand fuhr fort: „Wenn nun das Gespräch sich nicht auf Daubrac beziehen konnte, so folgt daraus, daß Frau v. Marbach trotz ihrer Brauttschaft einem Anderen ihr Herz zugewendet hat, und um unseren armen Freund steht es daher schlimm. Entweder wird die Verlobung gelöst, und das wäre noch das kleinere Uebel, oder Daubrac gewinnt eine Gemahlin, die ihm wohl ihre Hand, nicht aber ihr Herz gibt, und davor möge ihn das Schicksal bewahren.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ bemerkte Léon, „was aber sollen wir jetzt thun?"

„Vorerst gilt es wohl noch abwarten, Du bist ja in der Lage, Frau v. Marbach beobachten zu können, und ich glaube, Fräulein Natalie wird wohl eher Deine Verbündete, als jene der Schloßfrau sein. Wenn es Zeit ist, müssen wir handeln, wie es eben die Umstände gebieten werden.“

Mit einem Händedruck schied Léon, um sich zur Ruhe zu begeben. Bertrand sah ihm nach, als er der Thür zuschritt, und mit einem traurigen Lächeln dachte er: „Er ist der Glückliche von uns Dreien. Ich darf die Hand nicht nach dem Glücke ausstrecken, und dem armen Daubrac, der es schon gefaßt zu haben glaubt, entschlüpfst es zwischen den Fingern.“

Um Mitternacht wurde Léon durch einen rauen Griff aus seinem behaglichen Schlummer geweckt. Daubrac stand vor ihm und rief ihm mit heiserer Stimme zu: „Ich habe einen Schatten gesehen.“

Schlaftrunken sah Léon ihn an: „Einen Schatten? Was ist da weiter daran?"

„Ich habe einen Schatten gesehen,“ wiederholte Daubrac ganz verstört. Erst nach einer Weile erfuhr Léon, daß der Baron, als er nach Dombrowa kam, an dem Fenster des Salons den Schatten eines Mannes erblickt hatte, der im Gemache seiner Braut auf und ab schritt.

„Das Verhängniß nimmt seinen Anfang,“ dachte Léon, der indessen nicht gewillt war, um Mitternacht ernste Fragen zu besprechen. Seine Freundschaft zu Daubrac war gewiß aufrichtig, aber so weit ging sie doch nicht, daß er seinen köstlichen Schlaf hätte unterbrechen mögen. Beiläufig gesagt, hatte er den Genuß eines gesunden Schlafes erst in R. kennen gelernt.

Er drehte sich daher ruhig um und schnitt mit den Worten: „Davon können wir morgen weiter reden,“ alle weiteren Erörterungen ab.

Wer jedoch am nächsten Morgen über die Sache nicht weiter sprechen wollte, war Daubrac. Vergeblich versuchte Léon das Gespräch auf den räthselhaften Schatten zu bringen, der Baron erklärte einfach, es sei nichts dahinter gewesen. — Diese Schweigsamkeit beunruhigte den Freund, sie erweckte die Vermuthung, daß Daubrac irgend etwas plane, von dem er voraussetze, daß Léon es nicht billigen würde.

23.

„Ich kann es wahrhaftig nicht länger ansehen,“ murmelte Graf Drlau und rückte sich dann einen Stuhl an das Fenster, an welchem Franziska, mit einer Stickerei beschäftigt, saß.

„Liebes Kind,“ sagte er und faßte ihre Hand, „jehst sieh 'mal mir in die Augen und sage, ob Du wirklich gar kein Vertrauen zu mir hast? Seit zwei Tagen bist Du wie umgewandelt, und Jeder muß es Dir aus dem Gesichte ablesen, daß Dich irgend etwas bedrückt. Was ist es?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf; trotz aller Mühe konnte sie jedoch nicht verbergen, daß ihre Augen sich feuchteten.

Dem Grafen wurde es dabei ganz schweiß, er räusperte sich wiederholt, vermochte aber ein gewisses Würgegefühl in der Kehle nicht zu unterdrücken: „Ich weiß wohl, daß Du schlimmer daran bist, wie Andere, da Du keine Mutter und keine Freundin hast, der Du Vertrauen schenken könntest. Nimm also mit mir vorlieb, und denke Dir, ich sei Dein guter Kamerad. Ein bioschen männliches Wesen steckt ja in Dir, und vor Deinem Oheim brauchst Du Dich nicht zu scheuen.“

„Ich hätte schon mit Dir gesprochen,“ begann sie langsam, „aber ich fürchtete, Du würdest Dich aufregen.“

„So, und das soll mich nicht aufregen, wenn ich Dich wie eine trauernde Nonne herumwandeln sehen muß?"

„Wenn Du mir versprichst, Dich nicht zu erzürnen.“

„Ich verspreche Alles, nur laß mich wissen, was vorging.“

„Diesen Brief erhielt ich,“ sagte sie und zog ein Billet hervor, nach welchem der Graf hastig griff.

Auf den ersten Blick hatte er die Handschrift einer Frau erkannt, neugierig sah er nach der Unterschrift. „Was will dieses Weib?" stieß er dann hervor. Immer finsterer wurde seine Miene, als er nun las:

„Bemühen Sie sich nicht, Herrn Edmund v. Bertrand zu gewinnen. Ich liebe ihn und fühle, daß auch er mich lieben wird, lieben muß. Vielleicht wissen Sie es mir Dank, wenn ich Sie vor einer Enttäuschung bewahre. — Melanie v. Marbach.“

Mit einer zornigen Bewegung schleuderte er das Papier von sich und sprang auf. „Das ist eine Unverschämtheit, die ihres Gleichen nicht hat.“

„Beruhige Dich doch, Onkel,“ bat Franziska. „Siehst Du, ich sah es voraus, daß Du Dich aufregen würdest.“

„Ich möchte den sehen, der da ruhig bliebe! Das ist ja wahrhaftig unerhört! In diesem Tone und solche Dinge Dir zu schreiben! Und man kann nicht einmal Genugthuung für einen solchen Schimpf fordern!"

„Man muß zu vergessen suchen,“ sagte leise Franziska. Der unsäglich wehmüthige Ton, in dem sie das sprach, erschütterte den Grafen. Mit schmerzlicher Bewegung legte er seine Hand auf die Schulter Franziska's.

„Du Arme! Jetzt begreife ich wohl, daß Dein Frohsinn verschwinden mußte. Sage mir aber, war es nur die Beleidigung, die Dich so tief verletzte, oder sollte dieser infame Brief nun wirklich schon eine Enttäuschung gebracht haben?"

Franziska athmete tief auf, dann erwiderte sie mit fester Stimme: „Weshalb sollte ich es leugnen, daß Herr v. Bertrand meine Sympathien gewonnen hatte. Ich habe aber kein Recht, ihm zu zürnen, auch wenn es wahr sein sollte, was in dem Billet steht. Ich könnte es auch nicht.“

„Der alte Unstern!“ murmelte der Graf. „Wir haben kein Glück, wenn wir lieben.“ Laut fuhr er dann fort: „Hat Herr v. Bertrand sich vielleicht erlaubt, ein Spiel zu beginnen.“

„Nein!“ wehrte eifrig das Freifräulein ab. „Wenn ich Zuneigung zu ihm faßte, so ist dies allein meine Schuld. Nie ist ein Wort gefallen,

welches die Grenzen der Höflichkeit überschritten hätte.“

Graf Drlau schüttelte den Kopf. „Nun, das mag wahr sein, daß er nichts sagte, was gewisse Gefühle klar ausgesprochen hätte; ich muß aber gestehen, daß sein Benehmen auf mich den Eindruck machte, als wollte er um Dich werben. Und daß Du ihn gerne sahst, das errieth ich ja längst.“

„Ein Traum, den man vergißt,“ antwortete Franziska und versuchte zu lächeln; das schmerzliche Zucken in ihrem Antlitz aber strafte den Mund Lügen.

„Ich begreife nur dieses Weib nicht,“ fuhr der Graf fort, „je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr finde ich, daß es nicht nur unverschämt, sondern geradezu verrückt war, so an Dich zu schreiben. Sie muß rein toll geworden sein!“

„Auch mir ist dieser Schritt unerklärlich; wollte sie mich wirklich warnen oder nur reizen? Sie weiß ja doch, wie sie zu uns steht.“

„Darin liegt ja eben die Schamlosigkeit; sie prahlt damit, daß sie mit ihren Künsten den jungen Mann an sich fetten will, und wagt es, Dir zuzumüthen, einen Wettkampf in der Koketterie mit ihr aufzunehmen.“

Ein Diener trat ein und meldete, Herr v. Bertrand frage an, ob der Herr Graf ihn empfangen wolle.

„Führe ihn hierher,“ gab der Graf zur Antwort und setzte dann hinzu: „Der kommt gelegen, da können wir ja noch heute der Sache auf den Grund kommen. Halte Dich tapfer! Was auch kommen mag, zeige Dich ruhig.“

Bertrand wurde von dem Grafen mit der gewohnten gemüthvollen und offenen Freundlichkeit begrüßt, Franziska jedoch konnte eine gewisse scheue Zurückhaltung nicht verbergen, welche dem Besucher auffallen mußte. Er fühlte, daß irgend etwas vorgegangen sei, was die sonst so frohgemuthe Stimmung des jungen Mädchens gestört habe, vermochte jedoch nicht zu errathen, ob die Ursache bei ihm oder in sonst irgend einem Zwischenfalle liege.

Dem Gespräche fehlte deshalb auch das belebende Element, und die Unterhaltung nahm sichtlich den Charakter des Gezwungenen an, so daß Bertrand es bereute, gerade diesen Tag zu seinem Besuche gewählt zu haben, und beschloß, den ersten schicklichen Moment zu benutzen, um sich wieder zu entfernen.

Der Graf dagegen suchte nach einem passenden Anknüpfungspunkt, um die Rede auf Dombrowa und Frau v. Marbach zu bringen, was ihm jedoch durchaus nicht gelingen wollte. Als aber nun Bertrand sich verabschieden wollte und als Vorwand nahm, daß er noch einen Besuch machen wolle, brach der Graf mit der Frage los: „Doch nicht gar auf Dombrowa?"

„Allerdings dort,“ war die mit einigem Erstaunen gegebene Antwort. Der Graf warf einen raschen Blick auf Franziska, deren Antlitz erbleichte, um sich sofort wieder zu röthen, und winkte ihr mit den Augen zu.

„Sie scheinen ja ein gern gesehener Gast auf Dombrowa zu sein,“ forschte er dann weiter.

„Ob gern gesehen, darüber vermag ich nicht zu urtheilen, jedenfalls aber bin ich ein feltener Gast dort, und hätte ich nicht heute eine besondere Einladung erhalten, so wäre ich sicherlich auch noch länger ferngeblieben.“

„Das klingt wahrhaftig nicht schmeichelhaft für Frau v. Marbach, hat ihre Liebenswürdigkeit so wenig Eindruck auf Sie gemacht?"

„Ich bewundere sicher den Geist und die Anmuth der Dame, aber ich hatte zu selten Gelegenheit, mit ihr zu verkehren, um ihr eigenartiges Wesen ergünden zu können.“

„Sie sprachen von einer besonderen Einladung; wird etwa ein Fest auf Dombrowa gefeiert?"

„Das vermag ich nicht zu sagen; ich erhielt, als ich eben den Wagen bestieg, um hierher zu fahren, ein Billet mit der dringenden Einladung, mich Abends in Dombrowa einzufinden. Vielleicht wünscht Frau v. Marbach irgend einen Dienst oder einen Rath von mir.“

„Ei, wenn Sie Abends erst dort sein sollen, so können Sie uns ja noch einige Zeit widmen,“ meinte der Graf, und als Bertrand Einwendungen erheben wollte, rief er Franziska zu Hilfe.

„Sie müssen zum Essen hier bleiben,“ erklärten Beide, und der Besucher fügte sich nicht ungern dem Wunsche. Auf einen verstohlenen Wink des Grafen entfernte sich Franziska unter einem Vorwande und ließ die beiden Männer allein.

„Sagen Sie mir nun offen, was halten Sie von Frau v. Marbach,“ begann der Graf, der sich entschlossen hatte, geradewegs auf sein Ziel loszugehen.

„Ich kann nur wiederholen, was ich vorhin äußerte. Ich kenne die Dame zu wenig; mein Freund, der Baron Daubrac, freilich hält sie für die vollkommenste Frau, die je die Welt gesehen hat, ein Urtheil, das allerdings durch den Umstand beeinflusst ist, daß es — der Braut gilt.“

„Ist diese Verlobung wirklich Thatsache?“

„Ich habe keine Ursache, an den Worten meines Freundes zu zweifeln.“

„Ich meine, ob Sie auch überzeugt sind, daß Frau v. Marbach im vollen Ernst die Werbung angenommen habe?“

„Wie? Auch Sie, Herr Graf, wissen —“

„Was soll ich wissen?“

„Nun, mein Freund Léon theilte mir gewisse Umstände mit, die ihn zur Vermuthung berechtigten, daß die Dame ihre Neigung einem Anderen zuwende.“

„Und wer sollte dies sein?“

„Wir Beide haben keine Ahnung über diesen Punkt. Vielleicht sind Sie, Herr Graf, hierüber besser unterrichtet.“

„Wie käme ich dazu! Ich hatte bisher wahrlich keine Ursache, mich um die Neigungen dieser Dame zu bekümmern.“

„Es scheint aber doch, daß Sie ein gewisses Interesse für die Herrin v. Dombrowa hegen,“ erwiderte Bertrand, dessen Neugierde jetzt erregt war, und der nun den Grafen ausholen wollte, wie dieser vorher ihn.

„Sie wissen wohl nicht, daß zwischen mir und Dombrowa keinerlei Verkehr besteht?“ erhielt er zur Antwort.

„Das gnädige Fräulein hat allerdings eine Andeutung gemacht, daß Sie, Herr Graf, nicht gerne von jener Dame sprechen hören.“

„Hat sie Ihnen auch die Gründe genannt?“

„Nein! Wir sprachen nicht weiter davon.“

„Hat Ihnen die Dame selbst nie mitgetheilt, daß sie mit uns verschwägert sei?“

Bertrand stieß einen Laut der Verwunderung hervor. „Frau v. Marbach ist mit Ihnen verwandt?“

„Es knüpfen sich für mich peinliche Erinnerungen an den Namen Marbach, und ich habe Grund genug, ihn zu hassen. Sie haben vielleicht das Denkmahl im Parke gesehen? Es ist errichtet zum Andenken an meine Schwester Klotilde, die erste Frau des Herrn v. Marbach. Sie war mein Liebling, an der ich mit voller Seele hing; ein engelgleiches Wesen, welches verdient hätte, daß alles Glück der Erde ihm zu Theil würde.“ Der Graf hielt inne, man sah es ihm an, daß die Erinnerung ihn schmerzlich erregte. „Ich hatte es nie begriffen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „daß meine sanfte, heitere Klotilde jenem Marbach ihre Liebe schenken konnte. Er war ein Kamerad meines älteren Bruders, ein finsterner Mann von ungemessenem Stolze und wilder Leidenschaft-

lichkeit, einer jener Charaktere, die für ihre Umgebung ein Räthsel sind, aber durch die rücksichtslose Entschlossenheit ihres Willens imponiren. Ich kann nicht leugnen, daß er sich als tadelloser Kavaliere benahm, strenge an den Grundsätzen der Ehre festhielt und ein entschiedener Gegner der wüsten Leichtlebigkeit meines Bruders war. Vielleicht war es gerade das Düstere seines Wesens, welches auf Klotilde so viel Anziehung ausübte; sie liebte ihn, wie sie mir damals gestand, unsäglich. Und das ist ihr wohl zum Fluche geworden.“

„Die Dame ist frühzeitig gestorben?“ bemerkte Bertrand, um auch nur etwas zu sagen.

„Ja, wenn wir das nur wüßten! Aber das Wann und Wo ist auch für mich ein Geheimniß. Kurz nach der Hochzeit hatte ich wieder zum Regimente einrücken müssen, und einige Monate darauf erhielt ich die Nachricht, Marbach habe mit seiner Frau eine größere Reise angetreten. Wie ich erst später erfuhr, soll es Streit mit meinem Bruder gegeben haben, Genauereres darüber hörte ich jedoch nicht. Seit jener Zeit blieb nun Klotilde für uns verschollen; es ist geradewegs unglücklich und doch Thatsache, daß es mir nicht gelang, Marbach's Aufenthaltsort zu entdecken. Bisweilen fand ich allerdings Spuren, brachte heraus, daß er zu der oder jener Zeit da oder dort gewesen sei, ihm aber zu begegnen, schien geradezu unmöglich zu sein. Vollkommen räthselhaft blieb es uns, daß Klotilde niemals schrieb, und dieser Umstand quälte mich entsetzlich, denn er ließ allen, auch den schlimmsten Befürchtungen Spielraum. Ich hatte vergeblich ganz Europa bereist, hatte alle Mittel versucht, um das Paar aufzufinden, Alles blieb erfolglos. Dombrowa's Gutsverwalter wußte ebenso wenig von dem Verbleib seiner Herrschaft, wie ich; die Erträge wurden an eine Londoner Bank abgeliefert, und diese löste dafür Wechsel ein, die bald von da, bald von dorthen kamen. Ich hatte einen Beamten der Bank gewonnen, daß er mir über die Herkunft der Wechsel Mittheilungen mache; aber auch das führte zu keinem Ziele. Vor ein und einem halben Jahre nun erscheint plötzlich auf Dombrowa eine Frau, die sich als Wittwe Marbach's ausgibt; Sie vermögen sich wohl zu denken, welche Aufregung dies in mir hervorrief. Auf meine Veranlassung hin prüfte die Behörde auf das Genaueste die Rechtstitel, auf welche sich jene Dame stützte; wie man mir sagte, war Alles in Ordnung. Es stand unzweifelhaft fest, daß sie thatsächlich die zweite Frau Marbach's war, und daß nach dem Ehevertrage sie als Nutznießerin Dombrowa in Besitz nehmen durfte. Da das Gut Fideicommiss ist, konnte sie nicht Eigenthümerin desselben werden, sondern dasselbe geht nach ihrem Tode an den Mannesstamm der Familie Marbach über, von der aber nur ein weitschichtig verwandter Better vorhanden sein soll, der bisher noch nichts von sich hören ließ. Ich hatte Frau v. Marbach seiner Zeit aufgesucht und Mittheilungen über ihren verstorbenen Gemahl erbeten, fand aber auch hier keine Aufklärungen. Die Dame nahm von Anbeginn an eine kühle, ja feindselige Haltung mir gegenüber ein, und ihre Stimmung wurde jedenfalls nicht freundlicher, da sie sicherlich Kunde davon bekam, daß ich ihre Rechte auf Dombrowa bezweifelt habe. Ich erfuhr nur so viel, daß Marbach seine zweite Frau vor etwa fünf Jahren in Stettin gehehlicht habe, und daß er selbst ziemlich plötzlich, wahrscheinlich infolge eines Schlaganfalls, in Nieuwport gestorben sei. Die Papiere der Dame waren, wie gesagt, in Ordnung, wenigstens insoweit, daß die Behörde sie nicht beanstanden konnte, und da Niemand da war, der Ansprüche auf Dombrowa erhob, und ich nach der Ansicht meiner Rechtsfreunde auch keine Berechtigung zu weiteren Schritten hatte, so mußte ich die

Thatsachen hinnehmen, wie sie waren, das heißt darauf verzichten, das Geheimniß zu enthüllen, welches Leben und Ende meiner Schwester umgibt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Joseph II. von Oesterreich.

(Mit Bild auf Seite 233.)

Einer der volksthümlichsten Herrscher war Kaiser Joseph II. (siehe das Porträt auf S. 233), dessen Andenken noch heute im Herzen der Oesterreicher lebt. Er war am 13. März 1741 geboren als ältester Sohn Franz Stephan's, Herzogs von Lothringen, der 1735 Großherzog von Toskana und 1745 als Franz I. römisch-deutscher Kaiser wurde, und der großen Kaiserin Maria Theresia. 1764 wurde Joseph zum römischen König gewählt und gekrönt und als er nach dem Tode seiner Mutter (29. November 1780) die Zügel der Regierung ergriff, geschah es in dem glühenden Verlangen, auf allen Gebieten des Staatswesens zu reformiren und die von ihm als nothwendig erkannten Verbesserungen durchzuführen. Dabei riß ihn aber der edle Eifer, bald die Früchte seines Thuns zu sehen, über die Grenzen weiser Mäßigung hinaus. Alle Völker seines Staates wollte er unter gleiche Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung bringen, aber bei der verschiedenen Bildung, Natur und politischen Reife der Deutschen, Ungarn, Böhmen, Polen u. s. w. war die Folge, daß schließlich Alle sich gegen seine gutgemeinten Absichten auflehnten. Dazu kam, daß seine äußere Politik eine Kette von Mißerfolgen (1787 Aufstand in Belgien, 1788 Türkenkrieg) war, so daß er müde und gebrochenen Herzens starb, als ihn am 20. Februar 1790, erst 49 Jahre alt, ein Lungenleiden dahintrastete.

Die Hafensadt Kiling auf der Insel Formosa.

(Mit Bild auf Seite 236.)

Am 2. Juni hat in der Hafensadt Kiling oder Kelung auf der Insel Formosa die formelle Uebergabe dieses Eilandes und des darauf befindlichen Eigenthums an die Japaner stattgefunden, denen Formosa bekanntlich im Friedensvertrage abgetreten wurde. Verschiedene Unruhen und der Versuch, auf der Insel die Republik auszurufen, haben allerdings die thatsächliche Besitzergreifung verzögert, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß sich Japan diesen schönen Siegespreis nicht entziehen lassen wird. — Die erwähnte Stadt Kiling, von der wir auf S. 236 eine Ansicht bringen, liegt auf der Nordspitze Formosa's, drei Kilometer landeinwärts von dem gleichnamigen Hafen. Die Stadt zählt 4000 bis 5000 Einwohner, welche sich vorwiegend von dem Ertrage des Fischfanges und der bis in die neueste Zeit von englischen Ingenieuren geleiteten Bearbeitung der in der Nähe gelegenen Steinkohlenbergwerke ernähren, deren Ausbeute (jährlich 60,000 Tonnen) nach Futschu, Amoy u. s. w. ausgeführt wird. Von der Stadt führt ein drei Meilen langer Kanal nach diesen Bergwerken.

Schwierige Frage.

(Mit Bild auf Seite 237.)

Es ist noch eine Schule aus der sogenannten „guten alten Zeit“, in die uns W. Schüke's Genrebild „Schwierige Frage“ (siehe den Holzschnitt auf S. 237) zurückversetzt. Der würdige Schulmonarch hält zu „eindringlicher“ Nachhilfe den Stock in der Rechten bereit, und um dem zu entgehen, nehmen die pfliffigen Jungen gern zu allerlei Listen ihre Zuflucht, als da sind: gegenseitiges Aushelfen durch Zuslüßern, Anfertigung leicht zu verbergender Zettel und dergleichen mehr. Auf solche Art möchte auch der auf dem Bilde soeben aufgerufene Schüler sich bei der ihm vorgelegten „Schwierigen Frage“ gern aus der Verlegenheit ziehen. Seine Kameraden jedoch lassen ihn augenscheinlich mit Absicht und vielem Vergnügen vergeblich auf das erfahnte „Einblasen“ warten. Dem Maler ist die Figur des gestrengen Herrn Lehrers ebenso wohl gelungen, wie er die verschiedenen Schüler individualisirt hat. Die kleine Scene ist mit glücklichem Humor zur Darstellung gebracht und wird daher auch unsere Leser nicht wenig amüsiren.

Der Schäfer von Borrowdale.

Erzählung von J. G. Sausen.

(Nachdruck verboten.)

Der Sommer des Jahres 1644 war sehr heiß und trocken, seit Wochen hatte es nicht geregnet, und noch trauriger als gewöhnlich sahen die mageren Grastristen und Haideflächen im Borrowdale aus, wie das ödste Gebirgsthäl in der nordenglischen Grafschaft Cumberland genannt wird.

Die ärmsten Hirten des Thales waren die Brüder Lawrence und Giles Barry, zwei junge Leute von zwanzig und siebenzehn Jahren, nach dem Tode ihrer Eltern Besitzer einer elenden Hütte, eines wilden Moors und des Weiderechts auf der Haide, eine halbe englische Meile weit um ihre Hütte herum. Durch schlimme Seuchen hatte im Jahre zuvor ihre Heerde viel gelitten. Sie besaßen nur noch etwa dreißig Schafe und Lämmer. Von dem geringen Er-

trage vermochten sie kaum das Leben nothdürftig zu fristen.

Wie alle übrigen Thalbewohner, die männlichen sowohl als die weiblichen, waren auch sie im Spinnen und Stricken wohl geübt. Die Wolle ihrer Schafe spannen sie zu Garn und strickten daraus grobe Strümpfe und Mützen für den Verkauf auf den Märkten und an die Matrosen und Fischer der kleinen Küstenstädte.

Eines Tages waren die Brüder emsig beschäftigt, eine Erdhöhle auszugraben, denn es hatte sich die Nothwendigkeit einer neuen Tränke für ihre kleine Heerde herausgestellt. Dabei stießen sie auf eine schwarze, schieferähnliche, metallisch glänzende Masse, die unter ihren Spatenstichen zerbröckelte.

Giles hob einen Brocken auf und rieb damit seine Handfläche, die sogleich sich schwarz färbte.

„Das ist keine Steinkohle,“ sagte er.

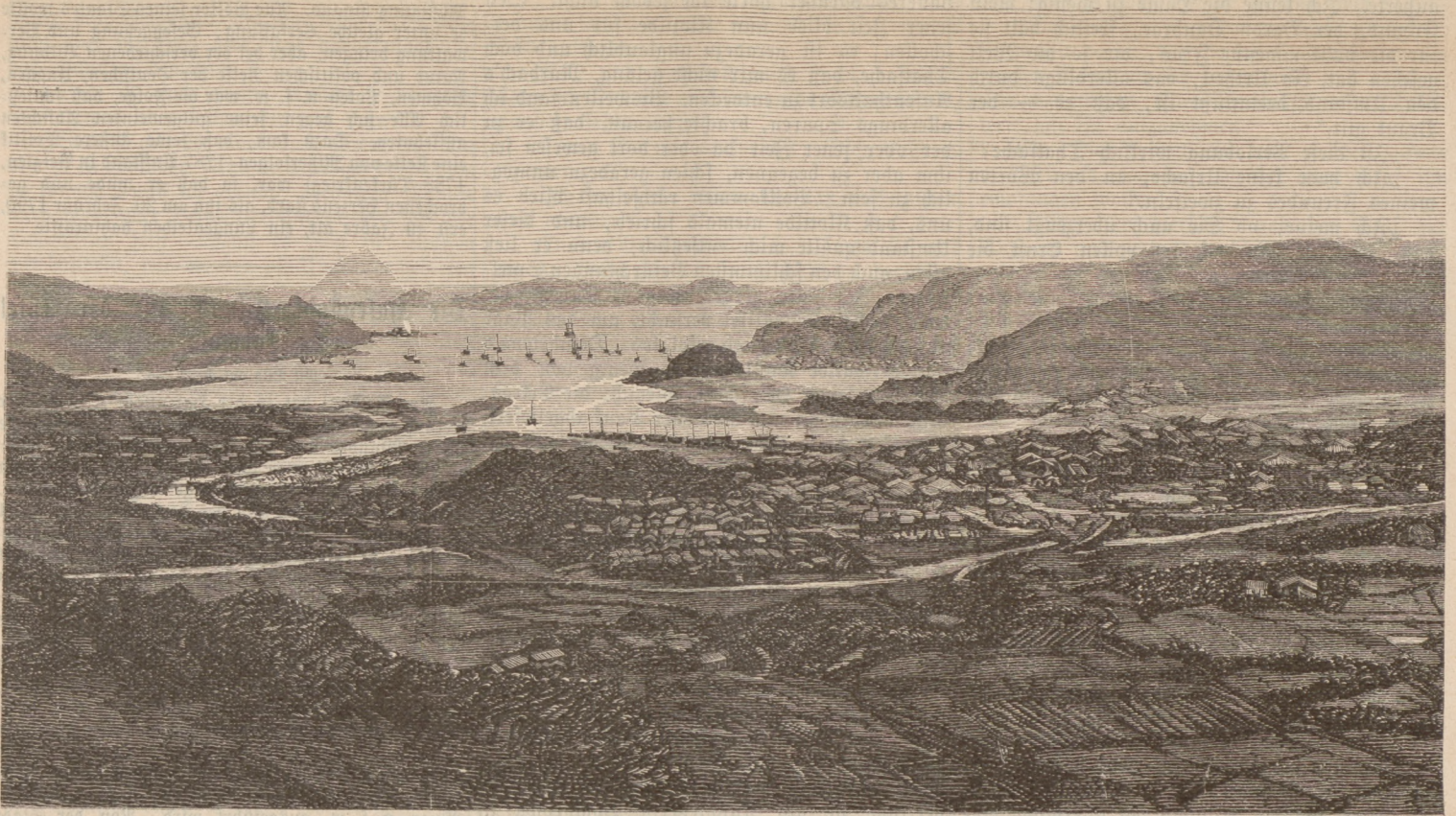
„Was ist es denn?“ fragte sein Bruder.

„Ich weiß es nicht.“

„Hm, ich will mich doch in Whitehaven erkundigen, ob Jemand diese Steinart kennt und ob sie zu irgend etwas zu gebrauchen ist,“ meinte Lawrence.

Fünzig Schritte abseits fingen sie an ein zweites Loch zu graben. Nach einigen Stunden stießen sie wieder auf die Ablagerung des unbekanntes Minerals. Unverdrossen machten sie sich an einer dritten Stelle an die Arbeit — mit demselben Erfolge. Das schieferig schwarze Gestein mit dem metallischen Glanze fanden sie auch dort. Es mußte also ein weitausgedehntes Lager von unbekannter Tiefe sein. Erst als sie in ganz anderer Richtung, auf der anderen Seite der Hütte, die Erde aufgruben, kamen sie mit ihrer Tränke endlich zu Stande. —

Am anderen Morgen in der Frühe rüstete Lawrence sich für die Wanderung nach Whitehaven, zog ausnahmsweise Strümpfe und derbe Schuhe an und putzte sich überhaupt so gut wie



Ansicht der Hafenstadt Kiling auf der Insel Formosa. (S. 235)

möglich heraus. Sein Bruder sah ihm zu und sagte: „Du willst wohl Susanne Carpet im Vorbeigehen begrüßen?“

Lawrence brummte etwas Unverständliches. Der arme Schelm wußte ja, daß seine Liebe hoffnungslos sei. Susanne Carpet war viel zu gut, um in eine solche jämmerliche fensterlose Hütte, erbaut aus Rasenstücken und Flechtwerk, aus Gesträuch und Haidekraut, als junge Frau eingeführt zu werden.

Er hatte keinen Pfennig bar Geld zur Zehrung unterwegs, aber in seinem Schnappack von grobem Leinen einen Laib Brod und ein Stück Schaffkäse. In denselben Saß steckte sein Bruder ihm auch — vorsorglich in einen Lappen gewickelt — ein ansehnliches Stück von dem unbekanntes Mineral.

Auf den Rücken nahm Lawrence ein kleines Bündel, welches ein Duzend Strümpfe und ein halbes Duzend gestrickte Mützen enthielt. Das war sein geringfügiger Waarenvorrath. So, mit dem Wanderstab in der Hand, schritt er über die Haide, tiefer in's Thal hinab und dann nach Westen. Nach nahezu zwei Stunden er-

reichte er John Carpet's Hütte, die ansehnlichste und beste im Thale, was übrigens nicht zum Verwundern, denn Carpet war Eigenthümer von über dreihundert Schafen. Seine Hütte konnte beinahe Anspruch darauf erheben, ein Haus genannt zu werden, denn es befanden sich daran zwei ordentliche Fenster und eine verschließbare Thüre. Daneben ein kleiner Krautgarten und ein Brunnen.

Bei diesem Brunnen stand Susanne Carpet und schöpft Wasser. Sie sah den Jüngling nahen und rief ihm einen freundlichen Gruß entgegen.

„Wo willst Du hin, Lawrence?“ fragte sie. „Nach Whitehaven zum Jahrmarkt, um einige Schillinge zu verdienen. Erlaubst Du, daß ich Dir ein seidenes Band oder sonst ein kleines Geschenk bei der Heimkehr mitbringe?“

Sie schüttelte den Kopf. „Mein Vater und meine Brüder könnten darüber ungehalten werden,“ sagte sie leise. „Es ist ihnen gar nicht recht, daß ich Dir gut bin.“

„Freilich, ich bin ja der ärmste Schäfer im Thale,“ versetzte er traurig. „Ich habe ja nur

eine kleine Hütte und darin kaum Platz für mich und meinen Bruder Giles. Und nicht einmal einen Spiegel besitze ich, in dem Du sehen könntest, wie schön Du bist.“

Sie sah ihn mitleidig an. Er war doch so hübsch mit seinem schwermüthigen Antlitz, wie kein anderer Jüngling im Thale.

In diesem Augenblick wurde ein Fenster geöffnet, und eine rauhe Stimme rief: „Susanne, was bleibst Du so lange beim Brunnen? Komm sogleich herein!“

Susanne nahm ihren Eimer auf und lief mit demselben in die Hütte. Der junge Schäfer trat zum offenen Fenster.

„Carpet, ich möchte Euch um etwas fragen,“ sagte er schüchtern.

„Was denn? Hoffentlich handelt es sich nicht um meine Tochter?“

„Nein! Ich habe einen Fund gemacht bei meiner Hütte. Seht diesen schwarzen Stein, es ist keine Steinkohle, auch kein Schiefer —“

Und er zeigte das Probestück von dem unbekanntes Mineral.

John Carpet brach in schallendes Gelächter



Schwierige Frage. Nach einem Gemälde von W. Schüke. (S. 235)

aus. „Plunder ist's!“ rief er. „Plunder! Nicht des Aufhebens werth!“

Mit Geringschätzung schloß er das Fenster.

Lawrence wollte den verachteten Stein wegwerfen, aber im letzten Augenblick hielt ihn sein guter Genius von diesem Vorhaben ab. Es kam ihm plötzlich der Gedanke: „Carpet ist ebenso unwissend wie ich. Ich will doch erst kluge Leute in Whitehaven fragen.“

Und er wanderte weiter, aus dem Borrowdale über einen Berggrücken in ein anderes Thal mit fruchtbarem Boden, wo auch Feldbau betrieben wurde. Gegen Mittag erreichte er die letzte Berghöhe und hielt nun kurze Rast, indem er Brod und Schaffäse aß und seinen Durst an einer klaren Quelle löschte. Dann schritt er bergab und gelangte bald auf die Landstraße, welche von Kendal nach Whitehaven führt. Unterwegs bekam er Gesellschaft, ein Tabuletkrämer mit seinem Tragekasten auf dem Rücken schloß sich ihm an.

Dieser Mann war in dem Wirrwarr der politischen Angelegenheiten jener Zeit einigermaßen orientirt, jedenfalls viel besser als Lawrence, dessen stilles Thal bisher noch nicht vom Kriegslärm berührt worden war. Der Krämer erzählte, daß die nördlichen Grafschaften jetzt von Parlamentsstruppen wimmelten; Oliver Cromwell habe vor einiger Zeit in Staffordshire das Heer des Königs geschlagen; der König sei mit einigen Getreuen entkommen und wolle sich, wie man meine, nach Norden flüchten, entweder zum schottischen Heere oder nach Carlisle.

„Es ist jetzt eine ganz tolle Zeit im Lande,“ sagte er; „überall schlagen sich die Königlichen und Republikaner miteinander, Kavaliere und Rundköpfe; viele feste Schlösser und besetzte kleine Städte haben noch tapfere, königlich gesinnte Besatzungen. Aber die meisten großen Städte sind in der Gewalt der Parlamentssoldaten.“

Unter solchen Gesprächen erreichten die Beiden gegen drei Uhr Nachmittags die Küstenstadt Whitehaven. So müde Lawrence war, gönnte er sich doch in seinem Geschäftseifer keine Ruhe. Leider sah er nur wenige Händler und Käufer in der Stadt, wohl in Folge der Kriegsunruhen. Vergeblich bot er seine Waaren aus. Endlich trat er am Hafen in den Laden eines Kaufmannes, den er kannte. Vor dem Ladentische auf einem Tische saß ein holländischer Schiffer. Er hatte, so schien es, Genever aus Schiedam an den Kaufmann verhandelt, denn dieser zählte ihm viel Geld auf den Tisch und bei den Geldhäufchen stand eine viereckige Steinkruke nebst zwei Gläsern.

„Wann kommt Ihr wieder mit Eurem Schiffe nach unserem Hafen, Kapitän Jan Cornelis?“ fragte der Kaufmann.

„So Gott will und Wind und Wetter günstig sind, in zehn Wochen,“ antwortete der Schiffer in recht gutem Englisch, aber mit fremd klingender Betonung. „Uebrigens muß ich noch vier Tage hier anfern und auf Bescheid vom General Lambert warten. Es handelt sich nämlich um die Lieferung einer Ladung Schießpulver für das Parlamentsheer.“

„Das kann ein gutes Geschäft werden.“

„Blizem! Das denke ich auch! Schänkt noch einmal ein, Kelly! Also nächstes Mal bringe ich Euch wieder zwanzig Fässer von diesem guten Stoff.“

Der Kaufmann nickte und schänkte aus der großen Steinkruke Genever in die Gläser.

Dann wandte er sich an den jungen Schäfer und fragte: „Was wünscht Ihr, Parry?“

„Ich habe ein Duzend Strümpfe und ein halbes Duzend gestrickte Mützen, die ich verkaufen möchte, Mr. Kelly,“ antwortete der junge Mann.

„Thut mir leid, Parry; ich habe diesmal keinen Gebrauch dafür, weil ich noch reichlich versehen bin.“

Lawrence seufzte wehmüthig. Dann nahm er aus seinem Schnappack das Probestück von dem unbekanntem Mineral, legte es auf den Tisch und sagte: „Mr. Kelly, Ihr seid ein kluger Mann. Könnt Ihr mir wohl sagen, was dies ist?“

„Hm — Steinkohle oder vielleicht Schiefer.“

„Nein, keins von beiden, das weiß ich genau.“

„Dann ist's Schund!“ rief der Kaufmann verächtlich.

„Kein Schund!“ sprach da der Holländer bedächtig. „Blizem! das ist Pottloot!“

Er bröckelte ein Stückchen von der Masse ab und zerrieb es zwischen den Fingern.

Der Kaufmann und der Schäfer sahen ihn fragend an.

„Pottloot bester Sorte, besser als das spanische,“ brummte Jan Cornelis.

„Wozu wird das denn in Holland gebraucht?“ fragte Lawrence.

„Zur Glasur in den Töpfereien — und auch noch zu anderen Zwecken. Wüßte nicht, daß dies Mineral in England vorkommt. Habt Ihr viel davon?“

„Genug, um Euer ganzes Schiff damit zu beladen.“

„Wo ist die Grube?“

„Dahinten im Gebirge, im Borrowdale.“

„Ist sie tief?“

„Nein, das schwarze Gestein tritt beinahe zu Tage.“

„Aber der Transport ist wohl schwierig?“

„Doch nicht sehr. Ein gutes Pferd kann leicht eine Last von zweihundert Pfund hierher tragen.“

„In wie langer Zeit?“

„An einem Tage.“

„Hm! Ich würde gern — gewissermaßen zur Probe — zehn Pferdeladungen davon mit nach Holland nehmen und biete Euch für jede zwei Schillinge, zusammen also ein Pfund Sterling. Den Transport besorge ich selbst, miethe zehn Lastpferde und einige Leute und begleite Euch morgen nach Eurer Grube. Ist's Euch so recht?“

„Ja, Herr!“ rief der Jüngling, erfreut über dies unverhoffte gute Geschäft.

„Damit Ihr hier nicht länger aufgehalten werdet, will ich auch Eure Mützen und Strümpfe kaufen. Kann ich sie nicht selbst gebrauchen, so bringe ich sie doch leicht an den Mann in Bliesingen.“

Nach einigem Feilschen wurden die Beiden handelseins, und der Kapitän bezahlte den Preis. Sie vereinbarten dann, wo sie in der Frühe des folgenden Morgens sich treffen wollten, um gemeinsam die Reise nach Borrowdale anzutreten.

Lawrence kaufte von Mr. Kelly einige Artikel, welche er und sein Bruder brauchten, und ging dann zu einem ihm bekannten Viehhändler, der zuweilen Schafe von ihm gekauft hatte. Mit diesem Freunde verbrachte er recht vergnügt den Rest des Tages und fand auch bei ihm ein bescheidenes Nachtlager.

Frühzeitig stand er am anderen Morgen auf und begab sich zu Jan Cornelis, der seinem Steuermann einstweilen den Befehl über das Schiff überließ. Die zehn Packpferde, jedes mit zwei leeren Säcken auf dem Rücken, und die nöthigen Treiber standen schon bereit.

Unter Führung von Lawrence Parry setzte der Zug sich in Bewegung nach dem Gebirge. Bei guter Zeit langten sie im Borrowdale an, wo das Erscheinen des Holländers mit seinem Gefolge bei den Thalbewohnern nicht geringes Erstaunen hervorrief.

John Carpet sagte, der Holländer sei der merkwürdigste Narr, der ihm je vorgekommen, weil er mit so erheblichen Kosten das schwarze unnütze Gestein aus den Bergen nach der Küste schleppen wolle. Jan Cornelis aber dachte im Stillen, als er droben bei der Hütte der Brüder Parry die drei Stellen sah, wo die „Pottloot-

mine“ bereits eröffnet war: „Hier liegt ein ungeheurer Reichthum verborgen! Bei diesem ersten Geschäft, dem hoffentlich noch andere und größere folgen, werde ich sicherlich über tausend Gulden verdienen.“

Er stellte die Leute zur Arbeit an — für Mitnahme einiger Hacken und Spaten hatte der praktische Mann auch gesorgt — und führte selbst die Aufsicht, indem er sorgsam Acht gab, daß nur tabelloses „Pottloot“ in die Säcke gefüllt wurde. Auch Lawrence und Giles halfen bei dem Geschäft im Schweiße ihres Angesichts, seelenvergnügt über die zwanzig Schillinge, welche der Holländer ihnen auszahlte.

Dabei sagte Jan Cornelis: „Ich werde das Mineral in Holland von sachkundigen Leuten genau untersuchen lassen. Vielleicht kann ich mehr dafür zahlen, wenn ich wieder komme. Die Spaten und Hacken, welche ich in Whitehaven gekauft habe, können hier bleiben für späteren Gebrauch.“

Cornelis hatte auch genügende Lebensmittel und einige größere Steinkruken Genever mit heraufschaffen lassen. Was davon übrig blieb, ließ er zurück als Geschenk für die Brüder Parry, als er am folgenden Morgen mit den schwerbeladenen Packpferden abzog.

Einige Tage gingen den Thalbewohnern noch in gewohnter Ruhe dahin. Dann aber wurden auch sie von den Kriegswirren erreicht. Immer mehr Parlamentsstruppen erfüllten die nördlichen Grafschaften. Nur wenige feste Plätze wurden noch von den Königlichen gehalten, unter anderen in einem benachbarten Thale, nur zehn Meilen von Borrowdale, die kleine Stadt Keswick, welche der tapfere Graf Lonsdale mit dreihundert Mann Besatzung vertheidigte. Trupps von Parlamentssoldaten, welche Keswick vergeblich zu erstürmen versucht hatten, marschirten beim Abzuge durch Borrowdale, wo sie viele Schafe requirirten, denn sonst war da nichts zu holen. Auch die Brüder Parry mußten von ihrer kleinen Herde die Hälfte hergeben, und Lawrence wurde mit anderen jungen Hirten gezwungen, einige hundert Schafe nach Durham zu treiben. Giles blieb zurück. Unterwegs gerieth Lawrence in Streit mit einem Fourier und wurde arg mißhandelt; dies veranlaßte ihn, in der nächsten Nacht heimlich zu entfliehen und auf Umwegen nach seinem Thal zurückzuschleichen, welches inzwischen von den Soldaten verlassen worden war.

Spät am Abend des zweiten Tages nach seiner Flucht durchwanderte er eine Schlucht. Da rief ihn plötzlich eine gedämpfte Stimme an: „Halt! Wer da?“

„Ein armer Schäfer!“ antwortete er.

„Folgt mir!“

Ein Bewaffneter trat aus dem Dunkel hervor und führte ihn etwas abseits nach einer Stelle, wo Pferde grasen und zwölf Männer ohne Feuer lagerten, nach dem Neusseren zu schließen keine Rundköpfe, sondern Königliche, darunter Einer mit bleichem, schönem Antlitz, von sehr vornehmem Aussehen, reich gekleidet, mit einer langen weißen Feder auf dem Hut.

„Wer bist Du?“ fragte dieser, dem anscheinend die Anderen gehorchten.

„Ein armer Schäfer von Borrowdale. Parlamentssoldaten haben meine Schafe weggenommen, die ich nach Durham treiben sollte. Unterwegs habe ich mich geflüchtet. Ich heiße Lawrence Parry.“

„Bist Du für das Parlament oder für den König?“

„Ich verstehe nichts von Politik, Herr. Der König, mögen manche Leute auch über harte Steuern geklagt haben, verlangte von mir niemals einen Penny. Aber die Rundköpfe haben mir fünfzehn Schafe gestohlen. Darum sage ich: Gott segne König Karl!“

„Recht so, Schäfer! Weißt Du in dieser Gegend Bescheid?“

„Vollkommen!“
 „Du kennst den Weg nach Keswick?“
 „Ja, Herr.“
 „Ich bin König Karl, bin mit meinen Begleitern auf der Flucht. Willst Du uns nach Keswick führen?“
 „Gerne, mein Herr und König!“
 „Vorwärts, ihr Herren!“ rief Karl.
 Der König und dessen Kavaliere stiegen zu Pferde. Dann ritten sie aus der Schlucht und weiter über die öde Haide. Der Schäfer lief als Führer nebenher. Gegen Mitternacht erreichten sie die Hügel und passirten eine Schlucht zwischen denselben.
 „Jetzt sind wir im Borrowdale,“ sagte Lawrence. „Zweihundert Schritte von hier ist meine Hütte.“

„Schäfer, hast Du Speise und Trank in Deiner Behausung?“ fragte Karl.

„Ja, mein Herr und König, wenn Ihr mit meiner Armuth vorlieb nehmen wollt. Ich habe grobes Brod und Schaffase und kann geschwind ein Lamm schlachten und zurichten. Auch habe ich eine große Steinkruke Genever von der allerbesten Art aus Holland.“

„Dann wollen wir hier einige Stunden rasten, denn ich fühle mich erschöpft.“

Es wurde nun vor der Hütte gelagert. Man zündete ein großes Feuer an. Die Brüder Parry schlachteten eiligst ihr bestes Lamm, kühlten das Fleisch in frischem Wasser und brieten es dann in ihrer Pfanne. Einstweilen aß der König ein wenig Schwarzbrod und Schaffase und trank dazu Genever, vermischt mit Wasser. Dadurch fühlte er sich bald etwas gestärkt.

Einer seiner Begleiter — es war sein Sekretär Lesly — nahm aus seinem Mantelsack eine Schreibrolle nebst Tintenfaß und Feder und begann beim Schein des Feuers zu schreiben. Bei der Hütte lagen einige Stücke von dem schwarzen Mineral, welche etliche Tage zuvor beim Füllen der Säcke übrig geblieben waren. Ein alter Herr mit weißen Haaren nahm eins davon auf und prüfte es mit Interesse.

Dieser alte Gelehrte war Doktor William Harvey, einer der ausgezeichnetsten Naturkundigen jener Zeit. Als Leibarzt Karl's I. blieb er seinem Gebieter auch im Unglück treu.

„Was habt Ihr da?“ fragte der König.
 „Seht, Sire, das ist Reissblei oder Graphit,“ antwortete der Gelehrte. „Ich wußte nicht, daß dies seltene Mineral in England vorkäme. Es ist ein kostbarer Stoff, aus welchem man in Holland die theuren und schönen Schreibstifte macht.“

„Herr?“
 „Wo hast Du dies Mineral her?“
 „Aus der Grube da. Darin liegen noch viele Schiffsladungen.“

„Hast Du diese Entdeckung gemacht, die in besseren Zeiten von größter Bedeutung für die Industrie Englands werden kann?“

„Ja, Herr, ich und mein Bruder Giles. Ein holländischer Schiffer hat uns zehn Pferdeladungen abgekauft und dafür zwanzig Schillinge bezahlt.“

„Er wird wohl das Hundertfache daran verdienen. Merke Dir das, Schäfer, und fordere ein andermal einen besseren Preis.“

„Danke für die gütige Belehrung, Herr!“
 „Hast Du ein Besitzrecht auf dies Land bei Deiner Hütte?“ fragte Karl.

„Nein, mein König, nichts Schriftliches, nur ein Gewohnheitsrecht von uralter Zeit her.“

„So will ich Dir eine Urkunde ausstellen. Lesly, nimm ein Blatt Papier und schreibe, was ich diktiere.“

Der Sekretär gehorchte, und Karl diktierte: „Wir Karl I., von Gottes Gnaden König von England, Schottland und Irland, verleihen den Schäfern Lawrence und Giles Parry für sie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten das

Besitzrecht auf die von ihnen entdeckte Graphitgrube im Borrowdale. — Gegeben auf der Haide von Borrowdale am 29. Juni 1644.“

Der König unterzeichnete und gab die Urkunde dem Schäfer.

„Nimm dies von Deinem König als Dank für Deine Treue. Bewahre sorgfältig das Dokument. Wenn auch jetzt nicht, so kann es Dir doch später von Nutzen sein.“

Lawrence und Giles knieten nieder und küßten die Hand des Königs.

Drei Stunden später zog Karl Stuart weiter mit seinen Begleitern, geführt von dem Schäfer. Sie ritten quer durch Borrowdale und über eine Hügelkette nach Keswick, das sie nach einigen Stunden erreichten.

Lawrence Parry war wieder nach seiner Hütte zurückgekehrt.

Nach etwa zehn Wochen erschien Jan Cornelis wieder im Thale.

„Diesmal wünsche ich fünfzig Pferdeladungen von dem Pottloot,“ sagte er.

„Die könnt Ihr bekommen, aber Ihr müßt viel besser dafür bezahlen, Kapitän,“ versetzte Lawrence. Und er theilte dem Holländer mit, daß er nun den Werth des Minerals kenne.

Nach langem Hin- und Herreden wurden sie endlich darüber einig, daß sie den Gewinn theilen wollten. Die Brüder Parry sollten für fünfzig Pferdeladungen zweihundert Pfund Sterling erhalten, welche der Holländer bar bezahlte.

Mit diesem Gelde begab sich Lawrence zu John Carpet und sagte: „Ich und mein Bruder sind jetzt die zwei reichsten Schäfer im Thale. Seht dies viele Geld! Das ist nur der Anfang unseres Reichthums. Wollt Ihr mir jetzt noch Susannens Hand verweigern?“

„Nein!“ versetzte Carpet. „Du bist der Klügste und hast Glück. Du sollst Susanne haben, Lawrence.“

So fand denn nun die fröhliche Verlobung des Liebespaars statt. Lawrence ließ ein stattliches Häuschen bauen bei der Grube, und als es fertig war, machte er Hochzeit und zog in's neue Heim mit seiner jungen Frau. Und mit ihnen zog auch das Glück ein, welches dauernd ihn und seinen Bruder Giles begünstigte.

Der Holländer brachte jedes Vierteljahr bedeutende Summen Geldes und nahm dafür Graphit in Empfang. Trotz der höchst verwirrten politischen Verhältnisse wurde das einträgliche Geschäft ungestört bis zum Jahre 1650 betrieben. Da erklärte Oliver Cromwell den Holländern den Krieg. Infolge dessen erschien Jan Cornelis nicht mehr in Whitehaven. Lawrence Parry aber hatte sich Muster von den holländischen Bleistiften verschafft; er setzte sich in Verbindung mit tüchtigen Geschäftsmännern behufs Anfertigung solcher Schreibstifte in England. So entstanden die berühmten Bleistiftmanufakturen in Keswick, später auch in anderen Städten. Große Reichthümer gewannen die ersten Besitzer und deren Nachkommen aus der unerschöpflichen Mine von Borrowdale.

Manigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Blumen Rache. — Wer kennt nicht Freisgrath's herrliches Gedicht „Der Blumen Rache“, in welchem der Dichter in sinniger, zum Herzen sprechender Weise den durch Blumenduft hervorgerufenen Tod oder vielmehr das allmähliche Erlöschen des Lebens einer Jungfrau schildert? Als jenes Gedicht zum ersten Male veröffentlicht wurde — im Jahre 1838 — wurde es von den Literaturfreunden und dem gebildeten Theil des Publikums in Form und Fassung zwar als tadellos und schön befunden, nicht aber dem Stoffe nach, den es behandelt. Es gab viele Personen, welche dieserhalb spöttisch lächelnd mit den Achseln zuckten, Andere, die den Dichter der Uebertreibung beschuldigten, endlich Solche — und diese

hielten sich für äußerst geschickte Leute — welche offen erklärten, er habe dem Publikum ein Märchen aufgebunden. Das Gedicht ist jedoch durchaus kein Gebilde seiner Phantasie, wie allgemein angenommen wird, sondern infolge eines wirklich vorgekommenen Falles von Vergiftung durch Blumenduft entstanden.

Freisgrath hatte in der „Times“ gelesen, daß eine englische Dame, die sich am Abend noch vollkommen wohl befunden hatte, am nächsten Morgen todt in ihrem Bette gefunden wurde. Die Aerzte, welche zur Todtenschau herbeigerufen worden waren, hatten nach äußerst sorgfältiger Untersuchung des Leichnams entdedt, daß der Tod der Lady allmählich erfolgt sei, und zwar herbeigeführt durch eine Vergiftung der in ihrem Schlafzimmer befindlichen Luft. Was die Aerzte zu diesem Ausspruche veranlaßte, war der Umstand, daß Lungen und Herz des Leichnams mit schwarzem, verdorbenem Blute überfüllt waren, wie solches nur bei durch giftige Gase getödteten Personen vorkommt. Als man nun der Ursache der Luftvergiftung in dem Schlafzimmer der Dame nachforschte, entdeckte man, daß sie durch eine Menge weißer Lilien, welche in großen Blumenvasen auf dem Kamin standen, hervorgerufen worden war. Solche und ähnliche Fälle von Vergiftung durch Blumenduft mögen in früherer Zeit viele vorgekommen sein, wo der Tod der betreffenden Personen als durch Schlagfluß herbeigeführt angenommen worden ist.

Nach dem Obigen gewinnt es fast den Anschein, als ob die Lilien vorzugsweise geeignet seien, die Luft mit tödtlichen Dünsten zu erfüllen; allein diese Annahme ist nicht zutreffend, denn auch Hyazinthen, Rosen, Jasmin, Nelken, ja jede stark duftende Blume erweist sich in dieser Beziehung als ebenso gefährlich. Ja, es gibt sogar einzelne Blumen, welche nur in einem verschlossenen Zimmer giftige Gase ausströmen, während sie im Freien diese Eigenschaft nicht betheiligen.

Einen Fall solcher Art erzählt der bekannte Schleiden: „Auf einem Spaziergange über die Felder hatte ich eines Tages die schöne Blume der Atrawurzel (*Atrapa mandragora*) gepflückt und den Blüthenzweig auf den Arbeitstisch in meinem Schreibkabinet gelegt, dessen Thüren und Fenster geschlossen waren. Nachdem ich etwa eine Stunde gearbeitet hatte, fühlte ich mich plötzlich von einer auffallenden Schwäche ergriffen, meine Glieder wurden mir so schwer wie Blei, meine Hand begann zu zittern, so daß ich die Feder fallen ließ; dann schien sich Alles vor meinen Augen im Kreise zu drehen, ich bekam Kopfschmerz mit Schwindel und leichtes Ohrensausen und wurde endlich so matt, daß ich mich gegen die Lehne meines Sessels stützen mußte, um nicht zu fallen. Ich fühlte, daß ich frische Luft haben müsse, und all' meine Kraft zusammennehmend, schwankte ich wie ein Trunkener nach dem Fenster. Indem ich es mit meinen zitternden Händen öffnete, stürzte ich mich zufällig auf den Blüthenzweig, an den ich gar nicht mehr gedacht hatte, und nahm nun wahr, daß er einen sehr widerlichen Geruch ausathmete. Dadurch erkannte ich die Ursache des Uebels von dem ich befallen worden war, und das fast augenblicklich verschwand, nachdem ich die Blume zum Fenster hinausgeworfen und frische Luft in das Zimmer gelassen hatte. Es war die höchste Zeit gewesen; wenige Minuten vielleicht noch, und die giftigen Gase der Blume würden mich unzweifelhaft getödtet haben.“

Erfieht man aus diesem Beispiel, wie schon eine einzelne Blume in einem geschlossenen Zimmer die Luft zu vergiften vermag — ob diese von einer Giftpflanze herrührt, ist nebensächlich — um wie viel mehr muß dies nicht der Fall sein, wenn eine Menge verschiedenartig duftender Blumen sich in einem verschlossenen Raume befindet. Wird dieser fleißig gelüftet, so wird die Gefahr des Verweilens darin zwar nicht gänzlich beseitigt, aber doch bedeutend gemindert, indem ein großer Theil der schädlichen Gase entweicht; indessen zu längerem Aufenthalt sind derartige Räume für den Menschen dennoch ungeeignet. Personen, welche infolge ihrer Beschäftigung dazu gezwungen sind, wie Gärtner und Blumenhändler, werden zwar durch die Gewohnheit etwas abgestumpft; dennoch haben aber auch sie mehr oder weniger darunter zu leiden, und die häufigen Kopfschmerzen, über welche sie klagen, sind jenen schädlichen Einflüssen der Blumen ausdünstung zuzuschreiben.

Daß Duft von Blumen, selbst von den uns am angenehmsten und lieblichsten riechenden, schädlich ist, wenn er andauernd auf die Geruchs- und Athmungsorgane einwirkt, kann man sehr leicht durch einen einfachen Versuch bestätigt finden. Man nehme nur eine stark duftende Blume, z. B. Heliotrop,

Syazinthe, selbst eine Rose und rieche, ohne sie von der Nase zu entfernen, 20 bis 30 Minuten daran, und man wird sicherlich hinterher die heftigsten Kopfschmerzen empfinden. Noch drastischer gestaltet sich der Versuch, wenn man den Duft, anstatt ihn durch die Nase aufzuziehen, einathmet, denn die Folgen davon sind rascheres Schlagen des Herzens, Brustbeklemmung und Schwindel. Die geschilderten Symptome beider Versuche treten bei einigen Personen früher, bei anderen später, schwächer oder stärker ein, je nachdem größere oder geringere Empfindlichkeit obwaltet.

Um sich ferner von der Vergiftung der atmosphärischen Luft durch Blumenduft zu überzeugen, braucht man nur folgenden ganz gefahelosen Versuch zu machen. Man lege am Abend mehrere Rosen, von denen man sämtliche Blätter entfernt hat, unter eine Glasglocke, wie man sie zu Käse benützt. Sie muß aber ringsherum so fest aufstehen, daß sie den Zutritt der

äußeren Luft verhindert. Während der Nacht saugen die Rosen den Sauerstoff ein, welcher in der Luft unter der Glocke enthalten ist, und strömen dagegen Kohlenäure aus. Hält man nun am nächsten Morgen ein brennendes Licht unter die Glocke, so wird dieses augenblicklich erlöschen, derart, daß es nicht einmal mehr glimmt. Hierdurch erhält man einen deutlichen Beweis, daß die Luft dermaßen vergiftet und verdorben ist, daß sie nicht mehr dazu tauglich ist, eingeathmet zu werden. Eine Maus oder sonst ein kleines Thier unter die Glocke gebracht, wird sofort verenden.

Nach dem hier Mitgetheilten dürfte es Jedem einleuchten, daß es ein unverantwortlicher Leichtsinns ist, stark duftende Blumen in Wohn- oder gar in Schlafzimmern zu halten, und es muß daher auf das Nachdrücklichste davor gewarnt werden. Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, daß man die Blumen, welche doch einen ebenso schönen als sinnigen Schmuck

jedes Gemaches bilden, selbst des armeligsten, aus diesem gänzlich verbannen sollte. Nein, so grausam mögen wir nicht gegen unsere Leser, besonders gegen den schöneren Theil sein. Aber wer sich Blumen hält und sie liebt, sorge stets für häufigen Luftzug und entferne sie wenigstens bei Anbruch des Abends, wo sie am stärksten duften, aus dem Schlafzimmer. Dann thut man das Seinige für seine eigene Gesundheit und die seiner Blumen, denn die Kohlenäure und Dünste, welche der Mensch während des Schlafes aushaucht, sind auch für die meisten Blumen nichts weniger als zuträglich.

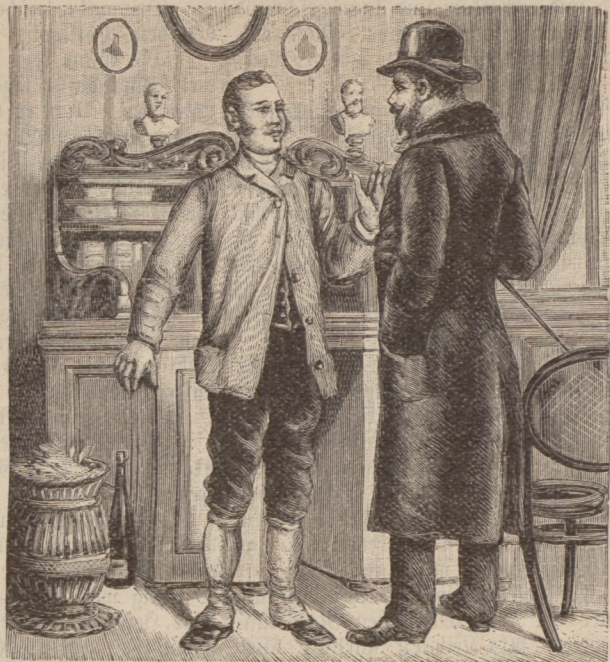
Selbstredend gilt auch von ihnen, was wir von uns Menschen gesagt haben: die einen sind empfindlicher und zarter organisiert als die anderen. Einige Blumen hauchen selbst bei Tage schädliche Dünste aus, wie Oleander, Tuberosen, besonders aber der lieblich aussehende Seidelbast oder Kellerhals, dessen Blüthen vor den Blättern erscheinen, der Lorbeer

Humoristisches.



Auch ein Kunsturtheil.

Von vielen Besuchern des Niederwaldendenks bemerkt einer — es war an einem Nachmittag im August — welcher dem Kunstwerk zur Linken stand: Von dieser Seite gefällt mir die Germania am besten. Warum? fragte ein Herr in der Vorderansicht. Weil sie hierher Schatten spendet!



Nicht heitel.

Ei, ei, Johann, Du trinkst aus meiner Weinflasche und noch dazu direkt, wie ich wohl zuweilen im Drange der Arbeit zu thun pflege!
— O, das macht nichts, gnädiger Herr, ich bin nicht heitel!

u. a. m. Diese soll man überhaupt nicht im Zimmer halten oder doch nur bei geöffneten Fenstern. Dann gibt es aber auch Blumen, welche nicht einen so gefährlichen Einfluß äußern. Wir nennen von ihnen die Pfeffer- und Krauseminze, das Maibäumchen, die Lavendel, Myrte, Salbei, den Majoran, Thymian, Rosmarin, die Arnica, den Waldmeister u. s. w. Diese darf man getrost selbst im Schlafzimmer halten; denn ihr starkes Aroma wirkt auf den menschlichen Körper kräftigend und erfrischend ein, und sie tragen wesentlich zur Verbesserung der im Schlafzimmer herrschenden Luft bei, indem sie dort vorhandene Dünste an sich ziehen. [Karl Hannemann.]

Jugendliches Geschäftstalent. — Gelegentlich eines Straßenkrawalls während der Pariser Juli-revolution hörte man fortwährend einen Straßenzug schreien: „Zwei Sous das Häufchen, zwei Sous!“ Ein Herr trat an ihn heran und fragte ihn, was er denn feil halte. Der Junge präsentirte ihm kleine Steinhäufchen, welche die edle Bestimmung hatten, Fensterscheiben zu zertrümmern. [G. W.-r.]

Einkommen englischer Jockeys. — Der bekannte Jockey Thompson wurde in Hinsicht auf sein Einkommen von der Steuerbehörde mit 8000 Pfund Sterling (circa 160,000 Mark) besteuert. Thompson wollte gegen diese Besteuerung protestiren, als man jedoch die Vorlage seiner Rechnungen und Bücher verlangte, zog er es vor, sich der obigen Einschätzung zu unterwerfen. Jockey Woods wurde auf 9000 Pfund (circa 180,000 Mark) taxirt. [—dn—]

Doppel-Letternräthsel.

T N H D S E A U . L



N R N D M E N Ä U H

Die richtige Lösung der mit den Sternen im T in Verbindung gebrachten Lettern gibt in der oberen Zeile den Namen einer Pflanzin, in der unteren Zeile den Namen ihres Gemahls, Beide aus der Zeit der alten Germanen.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 29:

Treu und Glauben sind der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft.

Anagramm.

Bald einfach, bald auch bunt und golden,
Bin ich des Zimmers Schmutz und Zier,
Und Flora's Kinder, jene holden
Geschöpfe bergen sich in mir.

Nun lasse keine Zeit verstreichen, —
Rehr' am mein Wort! — doch gib wohl Acht,
Daß hinter einem jeden Zeichen
Ein Pünktlein noch wird angebracht.

Dann triffst du mich in mancher Zeitung,
(Zwei Namen sind vorangefandt;)
Der Nachricht leih' ich die Verbreitung,
Daß liebend Herz zu Herz sich fand. [Oscar Reede.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Scherz-Räthsel.

Als ein gefährlich Thier
Erscheint' ich, Leser, dir;
Nimm nun die Mitte mir,
Alsdann erblickst du vier.
Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Räthfels in Nr. 29:
Maß.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union-Deutsch-Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.